

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Der Abgott

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Zehntausend Mark im einen Fall, — noch viel mehr im andern Fall, — gar nichts im dritten Fall. — Nicht ein armer Geißbauer vom hinteren Wald allein wäre da schlaflos gelegen.

„Hans Adam, wachst?“ klang es leise durch die Kammer.

„Wohl, wohl.“

„Wenn's nur zu einer Kuh langen tät.“

„Wohl, wohl.“

„Prozessen tun wir aber nicht.“

„Beileib' nicht.“

Lange blieb es jetzt still in dem dumpfen, schwarzen Raum. Unten im Stall hörte man die Geißen sich rühren, und am Fensterladen rüttelte der Wind der Höhe.

„Bärbel, es ist kein Segen auf dem Geld vom Fischerhof.“

„Kommt drauf an, wer's hat.“

„Ich streit' nichts raus und lass' mir nichts nachsagen.“

„Aber nehmen tuft's, wenn sie dir's geben wollen.“

Der Bauer gab keine Antwort. Es schien ihm wohl wenig glaublich, daß er sich für einen solchen Fall würde zu entscheiden haben.

Zwischen seinen vollen Federkissen rührte sich jetzt das Kind. Hell und fröhlich lachte es im Schlaf, wie schon oft in diesen Nächten, da die beiden wachend lagen.

„Will dir was sagen, Bärbel,“ begann der Mann leiser als zuvor. „Zehn Jahr' lang haben wir auf ein Kind gewartet. Ist keins gekommen. Wenn eins gekommen wär', meinst, es hätt' einen Stumpen Geld mitbracht oder eine Kuh oder ein Stück Ackerfeld? Schäh' wohl, nicht. Und das Klephle soll sein wie unser eigen Fleisch und Blut, nicht anders. Wenn's reich wird, dann ist's unser eigen Kind nicht mehr.“ Der Bauer legte sich auf die Seite, daß das Bettstroh knisterte, und schlief ein, ohne auf seines Weibes Antwort zu warten.

Vor Gericht mußte der Bauer und zum Pfarrer. Die Herren redeten sich in die Hitze, sagten, sie meinten es gut und sprachen vom Prozessieren. Andere redeten sich auch in die Hitze, meinten es ebenfalls gut und rieten zum Bleibenlassen.

Der Bauer nickte dahin und nickte dort, in. Aber die Narrheiten des Testators hätte er wohl manche Auskunft geben können; aber es schien ihm ein ungutes Ding, wie der Tote dereinst gesagt hatte, in dem alten Schlamme zu wühlen. Und den höchsten, den sichersten Trumpf hätte der Hans Adam ja doch niemals ausspielen können, ohne sein Klephle, sein Teufele, wurzellocker zu machen auf der Erde da droben. Und wie leicht geht eine Pflanze ein, wenn man die Wurzel nicht in Ruhe läßt.

So ging die Sache den gewesten Weg.

„Dieser Hans Adam Blochmann vom Odhof ist der erste Bauer vom hinteren Wald, der das Prozessieren scheut, wenn es dazu noch um Geld geht,“ sagte einer der Advokaten in der Herrenstube des Dohsen im Pfarrdorf, wo die Herren einmal wegen der Sache zusammengekommen waren.

Die Dohsenwirtin stellte eben einen Schoppen Neuen vor den Sprecher. Sie wischte sich die nassen Hände an der Schürze ab und meinte: „Beim Hans Adam spukt's eben auch, sonst hätt' er schon sein Mädele nicht Kleopha taufen lassen, der Narr.“

„Ist leicht der Dümms!' auf dem ganzen hinteren Wald,“ warf der Polizeidiener ein, der unter der Türe horchte, wie es seine Gewohnheit war vom Rathaus her, „wenn so ein Stoffel nie in d' Welt 'naus kommt, fehl'ts ihm halt an der Kurvasche.“

Der Abgott.

I. Ein herrlicher Tag.



in herrlicher Tag! Sonnig strahlendes Maiwetter herrschte nach langer, häßlicher Winterzeit; der kühle, regnerische April hatte alles zurückgehalten, Blätter und Blüten. Nun waren alle Keime und Knospen auf einmal unaufhaltsam hervorgebrochen: die Wiesen wurden grün und die Buchenwälder schlugen aus, die Veilchen dufteten noch märzenfrisch im sprossenden Gras an den Rainen, Kuckucksblumen und Himmelschlüssel lachten am Waldsaum, die rosafarbigen Pfirsichbäumchen wetteiferten an Pracht mit den grünlichweißen Pflaumen und Zwetschgen, die zarten Kirschblüten mit dem kräftigen Weiß der Birnbäume, sogar die rötlichen Apfelblüten wagten sich schon heraus. Die Bienen und Hummeln wußten gar nicht, wohin sie sich zuerst wenden sollten, und summten laut vor Arbeitseifer, die Waidfäer taumelten trunken von Blütenduft in den Zweigen. Allerlei Schmetterlinge flatterten über die saftigen Kleeäcker, in der klaren, warmen Luft geigten die Mücken; Eibisfen sonnten sich an den glutheißen Steinen, im Gebüsch jubilierten die Finken, und zum sonnig-blauen

Himmel kletterte die Lerche trillernd empor: es sang und es zwitscherte rings von allen Zweigen, als wüßten sich die Vögelein gar nicht zu helfen vor lauter Lenzeslust. Ein herrlicher Tag!

So dachten auch die Menschen, und sie waren am Maiensontag nachmittag herausgeströmt zu Hunderten und Tausenden, aus den dumpfen Stuben und muffigen Mauern ins Freie gezogen mit Kind und Regel; auch sie hatten sich festlich geschmückt zur herrlichen Frühlingsfeier, Männlein und Fräulein gleich wie die blanken Käfer im glänzenden Bratenrock und wie die Schmetterlinge im leichten lichtfarbigen Ballkleid. Und auch bei ihnen summt es und sang es, bei den jungen aus voller Keh! und frischer Brust, und bei den älteren im frohen Gespräch oder auch in stillvergnügtem Lächeln: ein herrlicher Tag!

Am vergnügtesten aber unter all den vielen Spaziergängern auf dem gartenumkränzten Wallweg schien eine kleine Gruppe, welche leuchtenden Blickes dahinzog. Ein sehr elegantes Kinderwäglein mit einem drallen, pausbäckigen Burtschen drinnen, wurde von einem kleinen, schlicht gekleideten Mädchen geschoben, das man für ein Kindermädchen hätte halten mögen. Das Wäglein war mit Blüten geschmückt und der kleine spielte mit den Blumen; daneben ging ein auffällig schönes und für sein Alter großes Mädchen her, mit Lederhandschuhen und buntem Sonnenschirm; hinterdrein folgten Vater und Mutter: er ein großer, hagerer Mann, etwas schief gezogen, offenbar von der Federarbeit am Schreibpult, sie ein kleines Weibchen mit seinem, gescheiten Gesicht. Beide schienen zu alt für die Mädchen und vor allem für das kleine Nesthäkchen; aber die Ähnlichkeit des Vaters mit dem größeren Mädchen und der Mutter mit dem kleinen war nicht zu verkennen. Die beiden Eheleute führten sich bräunlich-zärtlich am Arm. Zärtlich und verklärt aber blickten sie auf den jungen Stammhalter in dem Wäglein. Für sie schien all die Frühlingspracht um sie her nicht zu existieren und alle Menschen nur da, um ihr Kindelein zu bewundern. Sie waren in ihren Gedanken und Gefühlen ganz benommen von dem Buben, der allerdings wie ein kleiner Frühlingsgott in dem hübschen Wäglein lag; ihm schauten sie ins blühende Angesicht statt den blühenden Sträuchern und Bäumen; ihm lauschten sie, wenn er lachte, statt auf die Nachtigall, die im Gebüsch des Schloßgartens schlug. Jeden Vorübergehenden schienen sie mit ihren Blicken aufzufordern, das Kind in dem Wagen anzustaunen. Wenn ein Spaziergänger mit seinem Blick das hübsche kleine Menschenkind streifte, so strahlten sie vor Stolz; und sie bemerkten nicht, daß die Leute doch hinter ihrem Rücken lächelten über die in ihren Spätling verliebten Alten. Auch wohl ein mißbilligendes Achselzucken erfolgte über den Luxus, den sich die Aktuarsleute mit dem vergoldeten Kinderwäglein und seiner gestickten Seidendecke erlaubten. Aber die Eltern fühlten und sagten es sich im süßen Gefühl eines Triumphes: ein herrlicher Tag!

Es war ja auch so: eine Glückszeit erlebten sie jetzt, wie sie's kaum hoffen konnten. Lange hatte es ge-

dauert, bis die beiden Leuten zusammengekommen waren. Der lange Meinhard hatte sich anfangs nicht getraut, überhaupt zu heiraten, und erst gar noch um die stolze Henriette zu werben, des Nachbarn Kind von „besseren“ Leuten, — und sie, die früh verwaiste Amtmannstochter, hatte sich auch gar lange nicht entschließen können, bis sie den schöngewachsenen Subalternbeamten nahm. Aber es war doch eine glückliche Ehe. Auch ein Kind kam nach, fast unerwartet: die hübsche Mathilde; weniger willkommen war ein zweites Mädchen, die zarte Gertrud; den Gipfel alles Glücks aber erreichte das Ehepaar, als gar noch ein Stammhalter eintraf, ein Sohn, den namentlich die Mutter fast mit krankhafter Sehnsucht erwartet hatte. Weil er nicht als zweiter eintraf, war die kleine Träudel als unbequemer Gast in der Familie angesehen und mußte es büßen, daß sie ein Mädchen war, und dazu nicht einmal ein schönes. Nun aber war der sehnlichst Erwünschte doch noch gekommen; ihm war der schönste Name gegeben, den sich die Mutter erdenken konnte: Albalbert, und die schönsten Häubchen, Zäckchen und Deckchen bereitet: er erhielt die zärtlichsten Kosennamen, die eine Mutter erfinden kann, und die zärtlichste Behandlung, deren nur eine Mutter fähig ist. Und heute an dem ersten sonnigen Frühlingssonntag hatten die erfreuten Eltern ihren Erbprinzen der Welt zeigen können. Als sie in ihr Häuschen am Graben heimkehrten, empfing zwar die alte Ursel den goldigen Schatz mit bösem Gesicht und vielleicht mit einem unwilligen Stumper auf den weichen Teil seines Daseins, und die Nachbarnsleute sagten spottend hinter den Gardinen zueinander: „Da kommt der Abgott!“ Aber die zwei Alten erklärten vom heutigen Auszug: „Ein herrlicher Tag!“

2. Die schwerste Stunde seines Lebens.

Das würde die schwerste Stunde seines Lebens, erklärte der Aktuar Meinhard. Er sollte nämlich der alten Ursel kündigen. Er. Eigentlich hätte sie es tun sollen, die Frau Henriette; denn sie wollte es haben; ihm wäre es noch lange recht gewesen. Aber die Frau Meinhard war gewohnt — sie war zu empfindlich für so etwas — solche schweren Dinge dem starken Geschlecht zur Pflicht zu machen. Und es war wirklich ein schweres Ding. Die Ursel war ein Erbstück von dem Haus der seligen Eltern der Frau Aktuar; ja sie hatte Mutterstelle an ihr vertreten, als die Mutter krank und nachdem sie tot war. Dann war sie um gar geringen Lohn in die junge Haushaltung des Ehepaars eingezogen, denn die schwächliche junge Frau brauchte eine solche starke Stütze, namentlich als die Kinder kamen. Sie hatte die Haushaltung verständig und getreu, wenn auch etwas selbstherrlich geführt. Jetzt ist sie überflüssig geworden, meinte die Hausfrau. Die Kinder wüchsen heran und kosteten Geld, namentlich die Thilde, welche die höhere Töchterschule besuchte, denn sie war zu etwas Höherem bestimmt. Die kleine Träudel sollte sich für die Haushaltung vorbereiten und könne da das Nötige tun, sie hätte Geschick dazu und habe auch unter der Leitung der Ursel schon so viel

gelernt. Auch habe sie Zeit, da sie nur die paar Stunden in die Volksschule zu gehen brauche; die nehme das Mädchen nicht zu sehr in Anspruch, denn Träudel habe einen guten Kopf, wie nicht sie selber, und sie lerne leicht.

Das waren die Gründe, welche Frau Henriette ihrem Manne vorsahe. Was sie nicht sagte, war freilich etwas anderes: die Urjel konnte den kleinen Adalbert nicht leiden; ja sie mißhandelte ihn, d. h. sie wollte den Buben nicht mit verwöhnen helfen, und wenn er sich ungezogen und ungebärdig benahm, beging sie sogar das Staatsverbrechen, gab ihm mit ihren knochigen Fäusten Knüffe und Ohrfeigen, kräftiger als einst den beiden Mädchen und der Mutter selbst, denn es sei ein Bub', und ein ungezogener dazu, erklärte sie. Diese Prüfte taten aber der Mutter viel mehr als einst ihre eigenen, und weil Urjel nicht von diesen handgreiflichen Eingriffen in die Erziehung des Sohnes vom Hause lassen zu wollen erklärte, mußte sie aus dem Haus. Das war der Grund, den Frau Henriette nicht sagte, den aber Herr Meinhard doch wußte, und zwar war es der Hauptgrund. Aber darum wurde ihm eben die schwerste Stunde seines Lebens nicht leichter, sondern erst recht schwer.

Aber sie ging doch viel leichter vorüber, als er gedacht hatte. Der Herr Aktuar sagte eines Nachmittags, als Frau Henriette in der Kaffeewisite war, mit vieler Beredsamkeit und noch mehr Güte der alten Urjel die Gründe der Frau Henriette für ihre Kündigung her. Da brach sie nicht, wie er erwartet hatte, in eine Flut von Vorwürfen aus, sondern sie sagte nur: „Sie dauern mich, Herr Aktuar. Wenn Sie nur nicht auch einmal aus dem Hause müssen vor Ihrem Abgott.“ Dann machte sie noch ruhig die Küche fertig, ging in ihre Kammer, packte ihre Sachen und ging. Thilde sah ihr sehr, Adalbert triumphierend nach, Träudels Augen wurden feucht; Urjel streichelte ihr das feine Gesichtchen mit ihren groben Händen und sagte so weich wie möglich: „Arme Aischenputtel!“ — sonst nichts. Dann schritt sie aus dem Haus. Als Herr und Frau Aktuar heimkamen, war die Urjel fort. Sie waren zwar beide froh, daß die unbequeme Alte weg war. Aber das Gewissen schlug sie doch, und wenn sie's auch nicht sagten, sie fühlten's: heute war die schwerste Stunde ihres Lebens.

3. Die Frau Kat.

Es ging auch wirklich ohne die Urjel; Frau Meinhard hatte es ja gewußt. Träudel hatte in der Tat ein gar großes Geschick für die Haushaltung. Es flog ihr alles von der Hand. In Stube und Küche war kein Untadelchen; der kleine Adalbert war gut versorgt. Vater und Mutter hatten alles nach Wunsch und zur Zeit; Mathilde konnte sich ganz der Bildung widmen, wie's nur einer höheren Tochter geziemt. Ja, ja, die Frau Aktuar war eine geschickte Frau und Menschenkennerin, und was sie wollte, das war recht und gut. Zwar die Träudel hatte gemeint, das beste sei, wenn sie Lehrerin würde; ihr höchstes Glück wäre

Lernen und Lehren, wenn es sein könnte. Aber was weiß so ein junges Ding, wozu sie gut ist und was ihr gut ist? Wozu sind denn die Eltern da, als zu bestimmen, was das Beste ist für ihre Kinder? Jetzt zeigte Träudel, wozu sie geschaffen war. Und sie fügte sich auch darin, weil's nicht anders war.

Freilich erpapt die Mutter manchmal das Töchterlein über einem Buch; ja, sie entdeckte sogar, daß die Träudel die französischen und englischen Präparationen Thildes, die als altes Papier in der Küche verwendet wurden, auswendig lernte. Aber da dies heimliche Studieren ihrer Kochkunst keinen Eintrag tat, so lächelte die Mutter über diese törichtigen Liebhabereien ihrer Tochter und ließ sie gewähren. Einmal allerdings war Frau Henriette verwundert über ihre kleine Tochter. Die Mutter, welche ihren Liebling möglichst vornehm erziehen wollte, setzte durch, daß die gelehrte Thilde mit dem kleinen Adal französisch parlierte, ehe er recht deutsch konnte. Da merkte sie nun, daß die Träudel ebenso geläufig französisch sprach wie die Thilde, und da der Bub ein rechter Küchenreiß war und ständig um Träudel herumtrüch, so lernte er von dieser mehr als von der älteren Schwester. Dagegen konnte die Mutter nun auch nichts haben; im Gegenteile.

Freilich, die Leute schüttelten den Kopf über den kleinen Französling. Zwar, daß die Nachbarskinder nichts von dem ausgeputzten Bürschlein wissen wollten, war der Mutter ganz recht: Adal sollte nicht durch die schlechten Manieren der Kleinkinder verdorben werden. Aber daß sie ihn hänselten und ausspotteten, statt bewunderten, das verdros sie gar sehr, und ihn nicht minder. Sogar Schimpfwörter und Steinwürfe mußte das feine Söhnchen aushalten, und die Art, wie er sich rächte, trug auch nicht dazu bei, Frieden und Freundschaft zu mehren. Der Herr Aktuar mußte einmal auf Andringen der Frau Mama den Nachbarskindern die Leuten lesen. Da erfuhr er nun zu seinem Schrecken, daß der kleine Adal den Nachbarn die Zunge herausgestreckt habe. Ihr Adalbert und die Zunge herausstrecken! Die Frau Henriette traf fast der Schlag; wo er das gelernt hatte? Aber auch sonst hatten die Aktuarleute manchen Kummer. Der heranwachsende Adal rupfte dem Nachbarsbuben die schönste Feder aus, um seinen Hut zu schmücken; er kletterte über den Zaun und stibigte die ersten reifen Aprikosen. Sie schmeckten besser als die gekauften, erklärte der kleine Spitsbube. Die Mutter mußte sich demütigen und der Va er Entschädigung leisten für die Untaten ihres Lieblings. Ja, was das Schlimmste war: Vater und Mutter bekamen sogar manchmal unter sich Differenzen wegen des Buben — etwas ganz Unerhörtes, seitdem sie besammen waren, und man sah öfters die beiden Leute ausgehen, ohne daß sie Arm in Arm wandelten.

Endlich — am selben Tag, als der Aktuar Kanzleirat wurde — kam der Bube ins Gymnasium. Das war ein stolzer Tag: die erste Staffel zum künftigen Ministerseffel war erstiegen. Aber mit diesen glänzenden Ausichten kamen auch neue Sorgen. Die latei-

nischen Schulmeister der alten Zeit waren gewiß recht menschenfreundliche Leute. Sie wollten die Buben zum Latein mit allerlei guten Sachen locken; daher wählten sie mensa „der Tisch“ und amo „ich liebe“ als Wörter der ersten Deklination und ersten Konjugation. Die guten Leute irren sich aber: bloße



Da der Bub ständig um Trändel herumstrich, so lernte er von dieser mehr als von der älteren Schwester.

Schulkyrannen; das war der Professor. Das machte aber die Sache nicht besser, sondern nur noch schlimmer; der kleine Faulpelz wurde in seiner Trägheit noch bestärkt, und der Professor in seiner „Tyrannei“.

Seitdem brütete nun Frau Henriette über einem neuen Plan und brachte dafür viele triftige Gründe vor: in Gründen war sie besonders stark. Die Kleinstädtereier war ihr auf einmal völlig verleidet, und sie schlug Verfehlung und Umzug in die Großstadt vor. Das Leben dort sei auch nicht teurer und biete so viele Gelegenheiten, sich anzuregen, zu bilden, vorwärts zu kommen. Dort könne man auch etwas mehr gelten als hier, wo jeder einem in den Taschen und Geldbeutel und Laufschein hineingucke; die Thilbe wachse zu einer Schönheit heran. Das gelte in dem Städtlein nichts, aber in der Großstadt könne sie ihr Glück machen. In einer großen Lehranstalt endlich werde auch nicht darauf gesehen, ob ein Schüler ein Amtmannssohn oder Altkvarskind sei, sondern allein auf die Begabung. Dort habe man auch nicht so viele kleinliche Streitereien und Mecker mit den Nachbarn. Kurz, in der großen Stadt da sei es ganz anders, schöner und besser.

Den Kanzleirat kostete es einen harten Kampf; aus dem Häuschen wegzuziehen, das er sich hier gekauft, und das Gärtchen aufzugeben, in dem er so gerne spazieren ging, wenn er's auch in sechs Schritten mit seinen langen Spazierhölzern durchmessen hatte. Und dafür in eine enge Mietwohnung im fünften Stock mit einem dumpfen Schacht als Luft- und Lichtquelle! Und fort dann aus den lieb gewordenen Gewohnheiten, von den Kollegen und Bekannten! Es war hart. Aber es mußte sein. Er mußte wollen, was Frau Henriette wollte, das wußte er, und ergab sich endlich drein. Es war ein Trost, daß das Häuschen und der Garten nicht verkauft, sondern nur vermietet wurde, da konnte man am Sonn- und Feiertag herauskommen in der Sommerszeit oder doch an die Blüten und Früchte denken.

In der Hauptstadt ging es soweit auch ganz gut. Freilich brauchte man da etwas feinere Möbel und Kleider; ohne Hut und Handschuhe konnte man nicht ausgehen; statt des Launmädels mußte für die gröberen Arbeiten, die sich für eine Kanzleirats Tochter doch nicht schickten, eine regelrechte Monatsfrau angestellt werden. Und der Primaner, welcher den lässigen Studenten vorwärtschieben sollte, forderte statt fünfzig Pfennige den unvershämten Preis von zwei Mark die Stunde. Da gab es lange Gesichter. Denn ohne das Vorkauen konnte der verwöhnte Magen Adals die groben lateinischen Brocken absolut nicht vertragen. Da erklärte sich aber die gute Trändel dazu willens und im Stande. Sie war doch wirklich ein Mädchen für alles. Also lernte sie mit dem Brüderlein Studio Latein und lockte ihm die rohe Kost hübsch weich und würzte sie mit allerlei witzigen Pfefferkörnern und angenehmen Rosinen von Anekdoten. Das machte ihr selber Freude, wie alles, was sie tat, und es hatte auch einen schönen Erfolg: der Junge kletterte doch immer an den obersten Sprossen

Wörter stillen weder die Gflust noch die Liebessehnsucht der Jugend. Der Tisch ist gewiß ein verlockendes Ding für einen Knaben, wenn etwas zum Schnabulieren draus steht; aber für so ein kahles Wort ohne Butterbrot und Nessel ist ein Bube schlecht zu haben. Und amo, amas ist einem lateinischen Abschlüß noch ganz gleichgültig; eher zieht ihn schon das Gegenteil an: „ich hasse“ und „ich haue“; dies konjugiert aber — die Lateiner und Griechen wissen's — viel schwieriger und kommt erst später.

Das traf auch bei dem Junker Adalbert zu, der ohnedies gewohnt war, nur spielend sich zu beschäftigen. Er hatte freilich ein ganz helles Köpfchen; aber von selbst geht auch in ein solches nichts hinein, und ohne Latein war's nun einmal mit dem Ministerposten nichts. Das gab nun allerlei Verdruß, Nachfragen und schlechte Noten; und der zukünftige Minister ging noch viel unlieber in die Schulstunde, als der wirkliche Minister in eine Kammer Sitzung, wo die Opposition auf ihn lauert, um ihm bei der Position „Ministergehalt“ das Fell zu zerzaufen. Daheim wurde dann gemammert und auch gescholten über den

der gymnastischen Rangleiter herum, wenn er nicht etwa einmal durch irgend einen Fehltritt hinunterpurzelte. Als der junge Lehramtspraktikant Fassinger dahinter kam, daß ein Mädchen den Schlingel so in die Höhe brachte, war er ordentlich ärgerlich über diese Lehrpfuscherei; aber er schaute doch gelegentlich, sogar angelegentlich nach dem Blaustrumpf um, und war sehr verwundert, ein so unscheinbares Kindergesichtchen zu sehen, das allerdings gar geschickt dreinschaute aus seinen großen Augen.

Nach der üppig ausblühenden Thilde schauten freilich die Stadtjünglinge viel eifriger. Mit dem Umzug hatte Frau Henriette auch den Namen geändert, sie hieß jetzt Hilba — das klang schöner und vornehmer. Als sie aber eines Tages hinter ihrer stattlichen Tochter den bewundernden Ausruf hörte: „Eine wahre Brunhilde!“ und als sie erfahren hatte, daß sei der Name einer berühmten altdeutschen Götterjungfrau, da wurde dieser hochklingende Name angenommen und Thilde hieß jetzt Brunhilde. Frau Henriette aber gewöhnte ihre Monatsfrau und ihre Lieferanten, zu ihr und von ihr zu reden als „Frau Rat“. Die Leute brauchten nicht zu wissen und zu sagen, was für ein Rat ihr Herr Gemahl sei.

4. Unter die Krone oder die Haube?

Die Hauptforge der Frau Rat war nunmehr, die schöne Brunhilde unter die Krone zu bringen. Mindestens eine neunzackige mußte es sein; unter einem Grafen konnte sie es nicht tun; das war ihr Anseh, für den sie die stattliche Wallüre loszuschlagen wollte.

Aber es war eigen: auch in der Großstadt herrschen kleinliche Vorurteile vor einem hohen Stockwerk und einem niederen Titel; denn es gibt dort leider einen Adreßkalender, worin man nachschlagen kann, „was das für Leute sind“; man unterjucht genau, ob sie in „die Gesellschaft“ passen, und über die Aufnahme in einen Verein wird sogar mit schwarzen und weißen Kugeln abgestimmt, wenn man überhaupt einen Protektor unter den Mitgliedern findet, der einen vorschlägt. Ja, wenn Fräulein Brunhilde eine hervorragende Sängerin gewesen wäre oder gar das Zeug zu einer Schauspielerin gehabt hätte! Die Frau Rat probierte auch das und wendete schweres Geld bei ersten Lehrerinnen an. Umsonst.

Allmählich mußte Frau Henriette schon von dem gehofften Brünzen und sogar von dem geforderten Grafen absehen und ihre Forderung auf eine Siebenzackige herunterzuschrauben, ja im Hintergrund stand schon der leise Wille, zur Not auch mit einer Fünfsackigen sich zu begnügen, wenn sonst alles recht wäre. Aber es vergingen Monate und Jahre, und der Rechte kam immer noch nicht. Allerdings schwärmten gar manche leichte Schmetterlinge um die schöne Blume; aber Frau Henriette wußte strenge jede bloße Liebelei ohne ernste Aus- und Absichten fernzuhalten.

Mittlerweile erblühte die prächtige Mädchenrose immer mehr, und eines Tages bemerkte die Frau Rat mit leisem Schrecken: sie war gänzlich aufgeblüht; und wenn es soweit ist, geht es langsam, aber sicher

an ein Abblühen. Da hieß es rasch loszuschlagen in der günstigen Zeit, denn eine welkende Blume sinkt schrecklich im Preise. Die Kronenträume der Frau Rat waren mittlerweile zerflossen oder doch verschwommen in den Hintergrund getreten, und sie meinte schließlich, eine Haube tue es auch, wenn sie nur reichschafften vergoldet wäre.

In dieser Zeit fiel der scharf ausschauende Blick der Frau Rat auf den Herrn Kapscher.

Bei Herrn Kapscher war die alte Urjel als Haushälterin. Er hatte schon zwei Frauen „unter den Boden gebracht“; das waren freilich seine Ehefrauen. Die Urjel brachte er nicht hinunter. Im Gegenteil, eher brachte sie ihn hinunter; zwar nicht unter den Boden, aber auf den Boden vom harten Stuhl seiner Herrschaft. Er fürchtete sich vor ihr, und obgleich er recht gut mit ihr versorgt war, wäre er doch seine Aufwärterin auf eine gute Manier losgemorden. Aber geizige Leute sind diese hochklingende Name. Natürlich war er reich, sehr reich. Man wußte nicht, wie reich, nicht einmal die Urjel wußte es; er verstand es sehr gut, seinen Besitz zu verbergen. Er hatte es auch nötig, denn die Steuermänner gucken scharf auf die Finger, welche Geld zählen, und es gibt doch nichts Unangenehmeres und Ungerechteres in der Welt als Steuer zu zahlen, Ausgaben, für die man nichts bekommt und einnimmt. Und dann gibt es noch für einen geriebenen Geldmann allerlei heimliche Geschäfte, von denen niemand nichts zu wissen braucht, die man am liebsten unter vier Augen abwickelt, namentlich wenn man bloßer „Privatmann“ ist.

Von diesem soliden Rentner erfuhr die Frau Rat durch die alte Urjel; denn Frau Henriette trug dem Alten nicht nach, daß sie davongelaufen war, im Gegenteil, und die gute Urjel hatte auch ihren Groll gegen das große Pflegekind vergessen. Sie merkte auch bald, daß der Herr Kapscher sich „verändern“ wollte. Er ließ sich verlauten: er habe jetzt zwei vermögliche Frauen gehabt, denn darauf habe er in seiner Jugend sehen müssen; jetzt in seinen gezeigten Jahren wolle er auch einmal eine schöne haben; er könne sich das jetzt leisten. Er wolle nun auch einmal das Leben genießen.

„Das Leben genießen“, ein achtundsechzigjähriger alter Mann! Frau Henriette lachte in sich hinein und zitierte für sich und ihren Ehegatten den Psalm: „Unser Leben währet siebenzig Jahre.“

„Also auf Abbruch wollt ihr ihn heiraten?“ eiferte die alte Urjel, als sie die Absichten der Frau Rat merkte. „Da könntet ihr euch schön irren. Der überlebt euch alle. Weizhälse haben ein zähes Leben. Wollt ihr denn durchaus das unschuldige Kind an den alten Sünder verkaufen und es ins Unglück stürzen?“

Nein, das wollte Frau Henriette nicht, Gott bewahre! Nein, sie wollte sich den reichen Kapscher kaufen, sie wollte das Glück ihres Kindes. Wenn Brunhilde nach einigen Jahren als reiche Witwe dastand, dann konnte sie wählen, wen sie wollte. Ja, wen sie wollte; sie war dann eine gestandene junge Frau.

aber noch keine abgestandene. Und wie konnte sie ihre Familie erheben! Wie konnte sie besonders den jungen Adal in seinem Studium unterstützen, daß er glänzende Karriere machte entsprechend seinen glänzenden Anlagen? An die bissigen Reden der Urjel brauche man sich nicht zu kehren, man kenne ja schon ihre Art; und wenn sie abrate, so sei das begreiflich, sie wolle nicht gern bei dem alten Herrn die Herrschaft aus den Händen geben sowie die Aussicht auf ein ansehnliches Legat. Nein, durch solches Gerede dürfe man sich nicht abschrecken lassen; es sei ja immer so: die Menschen gönnten einem sein Glück nicht, und es sei ein altes Sprichwort: „Wenn jemand heiraten will, so wird sein Tadel mit Butten und sein Lob mit Fingerhüten gemessen“; umgekehrt wie wenn man stirbt. Herr Napscher sei ein freundlicher, ein gemüthlicher Mann; wenn man ihn ansehe, könne man gar nicht begreifen, daß ihm die garstigen Leute solche Sachen nachsagten. Er sei gewiß ein menschenfreundlicher Mann, der Leuten in der Not helfe, die dann aber ihm feind würden, wenn sie zahlen sollten — man wisse ja, wie das gehe.

Nein, eine solche schöne Gelegenheit dürfe man sich nicht entgehen lassen. Sie wenigstens wolle ihrer Tochter nicht vor ihrem Glück sein. Oder ob sie etwa nicht wolle?

Die Brunhilde wollte, sie wollte wollen, sie mußte wollen, wenn die Mutter wollte, das war sie gewohnt und der Vater auch. Am meisten dagegen wehrte sich unbegreiflicher Weise die Träudel; sie hatte bemerkt, daß die Schwester für den jungen Professor Lassinger lebhaftere Empfindung hatte als für alle anderen bisherigen Bewerber. Träudel nun stupfte geradezu den Vater und die Schwester auf. Aber was verstand das dumme junge Ding von solchen Sachen? Sie, die gar nicht ans Heiraten denken sollte und konnte! Was ging sie überhaupt die Angelegenheit an? Oder war sie eifersüchtig auf die schöne Schwester und ihre schöne Zukunft? Sie hat hier nichts zu sagen, das wäre schön, wenn man sich auch noch von einem solchen Gännschen dreinreden lassen wollte. Nichts da; es wird gemacht, damit Punktum!

Das Punktum wurde gemacht, wie immer, wenn es Frau Henriette sagte. Es bestand in dem Ehevertrag, den der Herr und die Frau Rat möglichst sicher und schlaue anlegten. Dann kam auf das Punktum der Streusand — die Hochzeit. Ja, Streusand! wahrhaftig.

5. Ein Scheiterhaufen.

Es war jetzt ein behagliches Leben im Hause der Frau Rat; es blühte sich förmlich im schwiegerförmlichen Sonnenschein. Die Frau Rat merkte es und ließ es merken, daß sie die Mutter einer reichen, einer sehr reichen Frau sei; sie hielt es darum für Recht und Pflicht, sich seiner zu kleiden; und auf so etwas verstand sie sich. Sie hob den Kopf höher und schien größer geworden zu sein; stattlich und würdig schritt sie an der Seite des Ehegemahls, man sah's ihr an,

daß sie, wenn auch nur mittelbar durch die Hand ihrer Tochter, die Gebieterin über dreiviertel Millionen sei. Um so kleiner und hagerer schien der lange dürre Kanzleirat zusammenschrumpfen. Machte es die moderne schwarze Gewandung, die er jetzt trug statt des altmodischen braunen langen Rockes? Er versuchte es scherzend zu erklären, daß alle Schreiberseelen krumm würden und in den Boden wüchsen. Es war ein sehr frostiger Scherz; ein sprühender Wit konnte aus dem trockenen Mann überhaupt nicht herausgeschlagen werden.

Blühend aber schoß neben den alten Leuten die Gestalt des jungen Adal auf, ein männliches Seitenstück seiner schönen Schwester. Seine Jugend vor allem schien vergolbet von dem Glanz der reichen Verwandtschaft. Noch in der letzten Gymnasialzeit durfte er sich alles Sports erfreuen: Radfahren selbstverständlich, dann Laufen, Fechten und Tennis; sogar Reiten. In einer geheimen Schülerverbindung, welche die Freuden und Sitten des Studentenlebens vorauskostet, war er der Häuptling und erhielt dazu von den Eltern, die stolz auf diese Ehre waren, Haus Schlüssel und Geld. Jetzt ging's auf die Hochschule. Natürlich sprang er in das nobelste Korps ein, wo der junge Adalbert bei reichlichem Wechsel der Duzbruder von Freiherrn und Baronen, Minister- und Excellenzenvettern werden konnte: das trug sich schon aus. Die Eltern glaubten gerne die Sage, daß diese vornehme Verbindung das Monopol auf die höchsten Staatsstellen habe; denn die alten Korpsbrüder protegierten ihre jungen so gut wie die Freimaurer. So sagte der Sohn, und die Eltern sagten es nach. Freilich der Wechsel von daheim langte lange nicht; dazu hätte die dreifache Kanzleiratsbesoldung nicht gereicht; da mußten nun andere Wechsel helfen, die der Junge selber ausstellte an willige Gelbleute, welche den reichen Schwager kannten — aus der Konkurrenz. Ja, der Adalbert war ein flotter Student; und wie stolz waren die Eltern auf den schmutzen Burschen und seine vornehme Bruderschaft! Stolz war auch die kleine Schwester, die arme Aschenputtel, auf den Bruder, aber nur mit Bangen. Mit geheimer Angst betrachtete sie auch das „Glück“ ihrer schönen Schwester. War sie denn durch ihr Schicksal so verschüchtert und verängstigt, daß sie sich an nichts recht freuen konnte, daß sie überall Schlangen im Paradiese und Würmer in den Früchten wittern mußte? Und sie hatte doch einen Vorteil an den Veränderungen in der Familie; für die Schwester brauchte sie nicht mehr zu nähern und zu striden, für den Bruder auch nicht, denn der bezog alles aus den feinsten Geschäften der Universitätsstadt. Da konnte Träudel nun nach Herzenslust lesen, und zwar nicht mehr, was und wie sie, d. h. ihr Bruder, mußte, sondern was und wie's ihr Vergnügen machte: ihre lateinischen und griechischen Klassiker ohne Grammatik und Wörterbuch, und englische und französische Romane, die deutschen großen Dichter ohnebies.

Für den jungen Haushalt der Schwester hatte Träudel nichts zu sorgen. Es war alles in Hülle

und Fülle da. Die Ursel hatte zwar erklärt, keinen Tag bleibe sie länger im Haus, sie möge den Jammer und das Elend einer solchen Ehe nicht ansehen. Aber Träudel hatte ihr zugeredet, um Gottes willen der Schwester zuliebe doch auszuhalten. Und Ursel blieb der Träudel zuliebe und erleichterte der jungen Frau ihren neuen Stand. Daß natürlich auch die Mutter viel in dem verwandten Hause vorsprach, verstand sich von selbst; nur zu viel. Was Ursel nicht gelang, das brachte der Schwiegerjohn zurecht. Ja, ja, Herr Kapscher war ein gar höflicher Mann, er wußte viel leichter als die brummige Alte in aller Güte und sanftmütigen Entschiedenheit die Schwiegermutter allmählich fernzuhalten von allem Dreinregieren in den fremden Haushalt; ja sie erlebte das Unerhörte, daß die junge Frau die Mutter sogar selbst bat, von solchen Veruchen abzusehen.

Mit Thilde — sie hieß jetzt wieder Thilde — war's eine eigene Sache. Sie war ein Kind, ein gutes, folgsames Kind. Aber nicht heiter und fröhlich wie ein Kind. Die Mutter hatte mit ihr stets Staat gemacht, und Staat mußte sie auch anlegen, Kleider und Schmuck, Staat war auch ihre Bildung, ihr Wissen und Können, ja ihre Vergnügungen und Lustbarkeiten: das alles hatte sie gehorsam getan und geduldet zu dem höheren Zweck, den die Mutter damit verfolgte. Jetzt war es zwecklos. So hatte Thilde auch kein Interesse mehr daran. Ein Haus machen sollte sie, meinte die Frau Mutter; aber für wen? Sie hatte keine Freude daran und ihr Mann noch viel weniger. — Was sonst? Sie wußte nichts mit sich und dem Leben anzufangen. Sorgenlos zu sein ist ebenso gefährlich, wie wunschlos. Die junge Frau klagte nicht, aber sie war unglücklich. Das sagte ihr trübes Gesicht, ihre freudlose Stimme. Sie langweilte sich, sie sehnte sich nach Vergnügungen; Theater, Konzerte, Bälle, Reisen, das sei ein wohlhabender Ehemann seiner jungen Frau schuldig, setzte die Schwiegermutter dem Schwiegerjohn auseinander. Aber der alte Egoist meinte: Zu ihrem Vergnügen habe er keine Frau geheiratet und noch weniger zum Vergnügen anderer Leute, sondern zu seinem. Sie solle musizieren, singen, plaudern, ihn pflegen, da würden ihr die Grillen schon vergehen.

Sie vergingen aber nicht, trotzdem sich Thilde anstrengte, seinem Willen zu leben, denn sie fürchtete sich vor ihrem Mann. Ihre farbigen Wangen wurden bleich, ihre runden Formen eckig, ihre hohe Gestalt sank zusammen. „Es wird was anderes sein,“ erklärte Frau Rat und richtete sich in ihren Gedanken darauf ein. Sie trug ihren Kopf noch stolzer und zuversichtlicher. Es war aber auch etwas anderes, als sie dachte.

Eines Tages kam Ursel ganz verflört ins Weinhardtsche Haus, um die Frau Rat zu holen: „Die Thilde ist so kurios, sie redet nichts, ist nichts, tut nichts, sie stellt sich tot.“

„Hat er sie mißhandelt?“

„Mißhandelt nicht; dazu ist er zu höflich. Ich glaube auch nicht, daß etwas Besonderes vorgekommen ist. Ihr Zustand —“

„Ja, ja, ihr Zustand,“ tödnete Frau Henriette. Und sie eilte hin. Thilde lag auf dem Bett im weißen Hochzeitsgewand, ausgestreckt wie eine tote, sie regte sich nicht, redete nicht, obwohl man deutlich merkte, daß sie atmete und alles hörte. Als Herr Kapscher ins Zimmer trat mit dem sanftesten Gesicht von der Welt, ging ein heftiges Zucken durch den Körper der Daliegenden, und leicht hob sich die Hand wie zur Abwehr, er mußte wieder gehen. Aber auch Frau Henriette brachte nichts aus ihr heraus. Der Arzt machte ein unerforschliches Gesicht und sagte auch nichts. Am Abend nach der Bureaustunde kam der Vater; leicht öffnete sich die Augenlider der Kranken zu einem traurigen Blick.

Nachts hielt Träudel die Krankenwacht. Stille saß sie da, las in einem Buche, beobachtete aber über die Blätter weg die Leidende. Als die Stunde kam, wo sie ihr nach Anordnung des Arztes den stärkenden Trank, „wenn nötig mit Gewalt“, einflößen sollte, sagte sie mit ihrer sanften Stimme: „Komm, Thilde, und trinke was.“ Da schlug die Schwester die Augen auf und hauchte mit leiser Stimme: „Ich bin ja tot.“ — „Ach, du träumst, da Liebe, nimm.“ Thilde schüttelte den Kopf. „Nein, nein! Weißt du,“ flüsterte sie, „ich habe keine Seele mehr.“ Träudel starrte sie entsetzt an, und Thilde fuhr im Geistertouren fort: „Sie hat sie ihm verkauft und verschrieben. Und er hat sie mir herausgezogen. Weißt du, wo sie ist? Komm —“. Sie winkte, stand auf und trat vor die verschlossene Türe des Arbeitscabinettes ihres Mannes. Da schaute sie durch das Schlüßelloch und raunte: „Da drinnen — im Geldschrank — eingeschlossen!“ Dann seufzte sie tief und flüsterte schmerzlich: „Er gibt sie nicht heraus. Und ich kann nicht hinein. Er hat immer den Schlüssel bei sich. Und wenn ich ihn auch hätte, man kann doch nicht aufschließen. Ein Zauberspruch — den muß man kennen. Und er wechselt ihn. Weißt du ihn? Komm, laß uns raten.“ Dann setzte sie sich hin aufs Bett, stützte den Kopf in die Hand, sann und murmelte Verse, Sprüche, verworrene Worte, bis sie einschlief. Träudel beugte sich über sie, und helle Tränen rannen ihr aus den Augen auf das zerstörte, ehemals so schöne Angeischt. „Ihre Seele, ihre Seele!“ jammerte sie leise vor sich hin.

Wieder saß Träudel vor dem Krankenbett; sie allein vermochte die Leidende zu pflegen und ihr die nötige Nahrung einzuführen durch allerlei Künste und Listen. Blödsinnig hob Thilde ihr blasses Haupt mit den großen, übernatürlich glänzenden Augen: „Warum verbrennt ihr Brunhilde nicht? Zünde doch die Fadel an. Ich liege ja schon so lange auf dem Holzstoß.“ Die arme Kranke hatte auf dem Theater die Walküre gesehen, deren Namen ihr gegeben worden war, und das mengte sich in ihre wirren Phantasiebilder.

Träudel litt unendlich unter den Leiden ihrer unglücklichen Schwester, nach ihr am meisten der Vater; die Mutter trug es kühler; der Ehemann war sehr unruhig und verstimmt. Der Arzt drängte, die Kranke in eine Anstalt zu bringen. Kapscher wehrte sich mit

aller Macht dagegen, er wollte nicht den Namen haben, seine junge Frau so weit gebracht zu haben; er scheute neben dem Aufsehen wohl auch die Kosten. Da war Träudel doch eine billigere Pflegerin, und warum sollte dieser Unfall nicht auch so vorübergehen? Vielleicht fand er ein Mittel, er hatte ja mit seiner unerschütterlichen Ruhe so manchen Wütenden gezähmt. Aber zuerst mußte er wissen, was eigentlich mit der jungen Frau war; die Verwandten und insbesondere diese Schwester, die ständig um sie war, rückten nicht mit der Sprache heraus. Das war verdächtig, vielleicht ein Komplott gegen ihn und auf seinen Geldschrank. Er mußte dahinter kommen.

Also brachte es Rapscher mit seiner unwiderstehlichen Sanftmut dahin, daß Träudel, die sich doch etwas schonen sollte, ihm einmal die Nachtwache überließ; er habe doch dazu die erste Pflicht, um nicht zu sagen das erste Recht. So saß er vor dem Bett der Irren, redete auf sie hinein, fragte, forschte so schlau, so gütig: er mußte etwas aus ihr herauslocken. Aber sie lehnte sich von ihm ab gegen die Wand, stopfte sich die Ohren zu, hielt die Hand vors Gesicht und schwieg und schwieg. Schließlich schloß sie ein, wie er meinte. Und auch er, ungewohnt der Schlaflosigkeit, nickte bald und lag in dem tiefen Schlaf, den er gewohnt war. Je tiefer seine Atemzüge wurden, desto leichter ging der Kranken der Atem. Langsam und vorsichtig schlug sie die Augen auf, drehte sich geräuschlos um und sah dem Schlafenden starr ins Gesicht. Ein Lächeln der Befriedigung flog über ihre Züge. Rasch ergriff sie das Licht — im nächsten Augenblick stand das Bett in Flammen.

Träudel lag in einem nahen Zimmer im Lehnstuhl. Mit Gewalt hatte sie sich wach gehalten. Aber die Erschöpfung der vorhergehenden Tage war zu groß; allmählich verwirrten sich ihre Sinne, und ein unruhiger Schlummer umfing sie. Plötzlich ertönte ein gräßlicher Schrei durchs Haus, wie von einem brüllenden Stier. Sie sprang auf, da stürzte in ihr Zimmer eine brennende Gestalt und wälzte sich stöhnend auf dem Boden. Mit rascher Entschlossenheit warf sie einen Teppich auf den Unglücklichen: jetzt erst erkannte sie da ihren Schwager, der nun ohne Besinnung dalag. Sofort schoß ihr der Gedanke an die Schwester durch den Kopf, und als jetzt auch Urjel erschien, überließ sie ihr den Ohnmächtigen und stürzte nach dem Krankenzimmer. Ein undurchdringlicher Qualm und Feuerchwaden wälzten sich ihr entgegen. Sie goß eine Kanne Wasser über sich, schlug ein nasses Tuch um den Kopf und wollte hineindringen. Fast umsonst. Endlich erreichte sie das Bett, da lag aber die Schwester vom Feuer eingehüllt schon tot. Sie hatte ihren gräßlichen Zweck erreicht! Träudel ließ sie. Mit Mühe rettete sie sich selbst und schloß die Türe, daß das Feuer nicht plötzlich um sich greife. Trotz der brandwunden Hände schleppte sie dann mit Urjel den Schwerverwundeten aus dem Bereich des Feuers, bis die Feuerwehr erschien, die Habseligkeiten rettete und das Feuer löschte.

Träudel lag lange mit verbundenem Kopf und verbrannten Händen auf dem Sofa und pflegte den schwerverletzten Schwager. Urjels Prophezeiung aber erfüllte sich an diesem: er kam mit dem Leben davon, wenn auch entsetzlich entstellt.

Aber drei Tage, nachdem die Überreste der unglücklichen Schwester beerdigt waren, trug man auch den armen Vater hinaus, dem ein Herzschlag das Leben geendet hatte; er konnte den gräßlichen Tod seines Lieblingskindes nicht überleben.

6. Schiffbruch.

„Wer ex gebadet hat, geht per,“ pflegte unser Schwimmermeister — ein derber Schiffer, der zwar selbst nicht schwimmen konnte, aber wohl uns schwimmen lehrte — zu uns Gymnastasten zu sagen; denn er hielt es für angemessen mit uns lateinischer-Buben auch lateinisch zu reden. Bei Adalbert hieß es jetzt auch so. Er hatte das flotte Burschenleben ausgebadet und mußte jetzt jählings davongehen. Denn der so schlau ausgelegte Ehevertrag half ihm doch jetzt nichts. Der Herr Erzhwager schnitt vollends alle Verbindungen ab mit der Familie seiner Frau, die ihm nicht nur nichts beigebracht, sondern ihn so schwer an Vermögen und Gesundheit geschädigt hatte. Die schmale Witwenpension der Mutter reichte aber nicht für drei Personen aus, am wenigsten für ein so verschwenderisches Leben, wie es Adal gewohnt war; und „die verdammten Manichäer“ — die Gläubiger des Studenten — forderten jetzt ungestüm ihre Wechsel ein. Da mußte Mutter und Schwester eingreifen mit ihren Erparnissen, damit „der arme Mensch“ nur einigermaßen existieren konnte vor den



Rasch ergriff sie das Licht — im nächsten Augenblick stand das Bett in Flammen.

ärgersten Blutsaugern. Der jähe Abbruch seiner Studien machte ihm keinen Kummer; im Gegenteil, er war froh, „auf so gute Art“ der Verpflichtung zu erster Arbeit, die doch über kurz oder lang an ihn herantrat, los zu sein.

Aber auch jetzt verließ den verwöhnten Liebling Fortunas sein gewohntes Glück nicht. Adal fand eine sehr zuträgliche und einträgliche Stellung bei



einem sehr angesehenen und reichen Mann, Herrn von Reuther. Er war Direktor einer nobeln Pferdeversicherungsgesellschaft edler Luxustiere; er war der Sekretär und Kassier eines sehr vornehmen Rennvereins, der nebenbei auch allerlei anderen kostspieligen Sport betrieb. Der hübsche junge Mann mit seinen nobeln Manieren und Künsten, seinem unterhaltenden Umgang und heiteren Temperament paßte so recht in den Kreis der vornehmen Müßiggänger und Lebemänner, die mit allerlei Leibesübungen, mit Rennen und Wetten, mit Rauchen und Plaudern, Flanieren und Nichtstun ihr Leben verbrachten. Es dauerte nicht lange, so war Adalbert die rechte Hand des Herrn von Reuther; es dauerte nicht lange, so war er sein Schwiegersohn und Gemahl der schönen Hildegunde; freilich dauerte es auch nicht lange, so war die Herrlichkeit des Herrn Schwiegervaters zusammengebrochen und die Vereine aufgelöst. Nach außen hieß es, der Herr Baron von Reuther sei an einem Schlagfluß gestorben und man wolle die Vereine auf anderer Grundlage reorganisieren. Vom Schwiegersohn war nicht die Rede, der war eines Tages verweist — nach Amerika.

Die junge Frau aber und die zwei kleinen Kinder waren bei der Frau Rätin, oder vielmehr bei Träudel. Denn die Frau Rätin, welche schon lange leidend gewesen, war jetzt nach dem neuen Schlag, der ihren Abgott getroffen hatte, völlig krank und bettlägerig. Sie wollte am liebsten sterben; aber solch ein Wunsch wird einem gerade nicht erfüllt, wenn man's verlangt. Sie ließ alles gehen, wie es ging, d. h. wie es Träudel machte.

Und das war eigentlich gut so. Denn die Träudel konnte jetzt einmal machen, was sie für recht hielt. Und was sie für recht hielt, das war auch recht.

Es war freilich eine schwere Aufgabe für das Mädchen. Die Mutter hilflos und anspruchsvoll, die Kinder unerzogen und ungezogen. Und erst die junge Frau! Träudel mußte täglich aufs neue staunen über diese Unwissenheit und Unfähigkeit in allen häuslichen und weiblichen Dingen. Nicht einmal im stande war sie, sich anzuziehen: sie streckte hilflos Hände und Füße aus, wenn sie Handschuh und Schuhe anziehen sollte, wie eine Puppe; geschweige denn, daß sie Kleider hätte machen oder flicken oder auch nur einen Knopf annähen können. Von Putzen, Waschen keine Rede, von Kochen kein Hohllicht; wie ein Wasser fott, ob die Eier hart oder weich kochten, das waren der jungen Frau völlige Mysterien. Natürlich: bei einer Jose, zwei Zimmermädchen, einem Küchenchef lernt man selber so etwas nicht. Anfangs war Träudel, die alles von selbst, als Kind, spielend gelernt, ganz verzweifelt. Dann faßte sie die Sache von der lustigen Seite auf und behandelte die hilflose Schwägerin mit Humor. Das half. Anstatt zu weinen wie vorher, lachte sie jetzt über sich selbst und ihre Ungeschicklichkeit; sie griff zu, paßte auf, und in zwanzig Monaten hatte sie in der guten Schule der geschickten Schwägerin sich das angeeignet, was sie in zwanzig Jahren verjäumt hatte.

Schwieriger fast war es, die junge Frau von ihren üppigen Lebensgewohnheiten abzubringen. Es kam ihr gar hart an, sich die derbere Kost anzugewöhnen und derbere Kleidung anzulegen. Von Zirkatehalten, Sparen oder gar Entbehren hatte sie keine Vorstellung. Sie konnte nicht begreifen, warum man zum Voressen nicht Sherry trank und zum Nachtsich keinen Seltz; sie wußte nicht, daß Schildkrötensuppe und Hummer etwas Teureres war als Kartoffelsuppe und Spätzlein. Aber auch das ging schließlich: die Not, die bittere Not war eine strenge Lehrmeisterin. Dies kam auch den Kindern zu gut. Ein Glück, daß diese beiden, das Mädchen und der Knabe, gutmütig waren wie ihre Mutter. Ja es schien, als ob wieder ein bißchen Sonnenschein und Behagen in das Haus einkehren wollte, das so grausam vom Unglück heimgesucht war.

Eine Sorge freilich lastete immer auf dem fleißigen Mädchen: die Sorge ums Auskommen. Es war mehr wie eine Kunst, es war eine Hererei, für fünf Personen die Ausgaben zu bestreiten aus einer kleinen Pension. Das Häuschen in der Heimat draußen war verpfändet und wäre verkauft worden, wenn sich ein Liebhaber gefunden hätte; die Eriparnisse waren aufgebraucht; alles um die Schulden des Bruders zu tilgen und wenigstens seinen ehrlichen Namen zu retten. Jetzt kam der Schindler der Schwägerin daran und die teuren Kleider, nur um die Lebensnot zu bestreiten. Aber es hielt alles nicht lange vor. Da mußte Träudel auf neue Einnahmen sinnen. Aber was für? Stricken, Nähen, Sticken? Damit verdiente man nicht das Salz in die Suppe; und so viel Zeit hatte sie gar nicht bei der Pflege der Mutter, der Unterweisung der Schwägerin, der Erziehung der Kinder. Sie musterte alle ihre Fertigkeiten und Fähigkeiten. Da fiel ihr ein Ausweg ein.

Sie setzte ihren Hut auf und ging zu dem Professor Lassinger, dem einzigen, den sie vom Gymnasium kannte. Es war ihr freilich ein saurer Gang, wenn sie an ihre arme Schwester dachte; aber Träudel war nicht gewohnt, lange zu fragen, ob ihr etwas angenehm oder unangenehm wäre. Sie klopfte in einer abgelegenen Wohnung vor der Türe an, die den Namen des Dr. Lassinger trug, und stand einen Augenblick später vor dem gelehrten Herrn in seinem Arbeitszimmer; es sah, wie das ordnungsliebende Mädchen mißbilligend bemerkte, recht unordentlich aus und sie hätte am liebsten sofort sich daran gemacht, zuerst ein wenig aufzuräumen und abzustauben. Der Herr Professor, der sie sofort erkannte, war, als er das Mädchen vor sich stehen sah, auch recht verlegen — offenbar, wie sie's deutete, wegen seiner Junggesellenwirtschaft. Er nötigte sie aber höflich aufs Sofa, und ohne lange Umschweife erzählte sie ihr Anliegen: sie müsse etwas verdienen in ihrer Verpflichtung für die Verwandten, und zwar etwas Ordentliches, und da möchte sie Stunden geben für Gymnastiken, in Lateinisch und Griechisch. Cicero und Thukydides seien ihr geläufig, Stilübungen könne sie überwachen und korrigieren. Ob er ihr Schüler

zuweisen könne zur Nachhilfe? Er war dazu bereit, versicherte er. Schon das Mitleid mit der bedrängten Familie hätte ihn dazu bewogen. Aber er sah auch, daß sie ihrer Aufgabe gewachsen war. Und bald war er in dem Bestreben, dem Mädchen auf die Zähne zu fühlen, in einem lebhaften gelehrten Gespräche begriffen. Und als sie ging, stand er lange sinnend da und meinte, das sei einmal ein weibliches Wesen, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen könnte, ja sogar ein gelehrtes.

Träudel war es gar kurios zumute. Der junge Mann hatte sie als Dame behandelt — das war sie



Bald war er mit dem Mädchen in einem lebhaften gelehrten Gespräche begriffen.

sichtlich ab und mußte durch sehr kostspielige Mittel bei Kräften erhalten werden.

Der Professor kam von Zeit zu Zeit und erkundigte sich nach dem Verhalten seiner Schüllinge. Als es mit der Mutter zu Ende ging und Träudel nicht von ihrem Bett weichen konnte, und glaubte, die Stunden aufgeben zu müssen, trat der Professor für sie ein. Und als ihm das Absterben der Kranken gemeldet wurde, kam er ins Haus und besorgte, als der einzige männliche Bekannte der Familie, die ersten Geschäfte, die ein Trauerfall in einer Familie mit sich bringt.

7. Neues Leben.

Der Professor und Träudel saßen auf ihrem Zimmer. Er hatte ihr einen Antrag gemacht.

Träudel starrte ihn an, als ob sie ihn nicht verstanden hätte. Sie und heiraten! Der Gedanke war ihr ganz ungeheuerlich. Sie suchte nach Worten; und es fiel ihr nichts anderes ein als: „Ich — ich — bin ja zu — alt!“

Jemand Fremdes hätte lachen müssen über die entsetzte Art, wie sie das sagte. Er aber erwiderte ganz ernsthaft: „Drei Jahre jünger als ich.“

„Und — so — häßlich!“

„Sie, und häßlich?“

Sie schaute ihn an, ob er nicht spottete. Aber nein, er spottete nicht. Sie schüttelte aber den Kopf und suchte nach weiteren Gründen der Unmöglichkeit, die ihr auch so selbstverständlich schien.

„Ich habe ja die zwei Kinder!“

„Die nehmen wir zu uns.“

„Und die Schwägerin!“

„Die kommt natürlich auch mit.“

Das kam ihr aber ungehörig vor. „Nein, nein, die Frau gehört zu ihrem Mann.“

„Also schicken wir sie zu ihm.“

„Ja, wenn wir nur wüßten, wohin. Er hat ja gar nichts von sich hören lassen die ganze Zeit.“

„Nun, das wird sich auch noch machen lassen. Sagen Sie nur: ja.“

Sie konnte es nicht sagen. Sie war zu überrascht. Sie mußte sich erst an den Gedanken gewöhnen. Nun, der Brautwerber mußte sich auch damit zufrieden geben.

Träudel beichtete verschämt das unerhörte Ereignis der mütterlichen Freundin, der alten Ursel. Die klatschte in die Hände und rief: „Ich hab's ja immer gesagt, hab's ja immer gesagt.“

„Was habt Ihr denn gesagt?“

„Aschenputtel, Aschenputtel!“

„Ja, so habt Ihr mich geheißt.“

„Nun ja, das Aschenputtel muß eine Prinzessin werden.“

„Aber das Aschenputtel war schön, jung, und ich bin häßlich und alt.“

„Du alt? Sieh einmal an: du hast keine Jugend gehabt und holst sie erst nach. Guck doch einmal in den Spiegel, wie zierlich und schlank und geschmeidig du bist. Und dies Gesichtlein, ist's nicht wie einer Achtzehnjährigen? Und schön wärest du nicht? Schau

ja gar nicht gewohnt. Sie hatte unbefangen als in Geschäften mit ihm verhandeln wollen, und er war ihr ritterlich galant begegnet. Ja er hatte sie so eigentümlich angesehen, und sie fühlte, sie war rot geworden. Woran sie gar nicht gedacht hatte, das fiel ihr jetzt siebend heiß ein: sie war als Mädchen und allein zu einem ledigen Herrn gegangen; was er auch von ihr denken mußte?

Zwei Tage darauf, als Träudel ein Brieflein von dem Professor erwartete, trat er selber ins Zimmer, sorgfältig gekleidet und fast feierlich.

„Ich habe zwei Schüler: einen Tertianer, dessen Eltern erst zugezogen sind und der sich in seiner Klasse erst einleben muß, und einen Sekundaner, dessen ich mich bisher angenommen aus Rücksicht auf seinen mir nahestehenden Vater; ich wäre schon, liebes Fräulein, sehr dankbar, wenn sie mir denselben abnehmen wollten; ich könnte dann angestrichelt an einer wissenschaftlichen Arbeit bleiben, die ich bis Ostern versprochen habe. Sie dürfen aber nur denselben Preis für die Stunden fordern, wie ich: fünf Mark; die Eltern können's zahlen und tun's gern.“

Er dankbar! Wie dankbar war sie! Die fünf bis zehn Mark täglich war eine herrliche Zubuße für ihren Haushalt.

Der wurde nicht billiger. Denn die Mutter nahm

einmal dies Haar an, die Fülle, die Weichheit, der Glanz — goldig ist's und flachsig. Und deine Augen, wer hat schönere und glänzendere, so groß, so blau! Geh mir weg, du bist ein schönes junges Bräutchen, und wenn ich ein junger Mann wäre, dich nähm' ich und keine andere. Der Professor ist geheit, ja, ja; und du — dumm bist du; weißt nicht einmal, daß du schön bist, und das weiß doch sonst auch das dümmste Mädchen."

Damit packte die alte Frau das Mädchen, koste sie und küßte sie ab wie ein feuriger Bräutigam.

Träudel wußte nicht, was sie sagen sollte. Es kam ihr wirklich vor, sie sei im Traum oder im Märlein. Schön sein, sie, die Träudel! Und das sagte ihr die alte Frau! Freilich, die hat immer eine Schwäche für sie gehabt. Sie wagte nicht, in den Spiegel zu schauen, sie schämte sich vor sich selbst.

Und doch mußte sie's tun und sich daran gewöhnen, daß sie für schön gefunden wurde und als Braut begehrt.

Ursel stand noch da, da kam die Schwägerin herein mit dem Briefträger, der hatte einen großen gesiegelten Brief. „Wert 500 Dollar = 2025 Mark.“

„Das ist ein Irrtum. Zweitausend Mark —“
 „Aber es ist doch genau Ihre Adresse, oder sind Sie nicht Fräulein Gertrud Meinhard, Burgstraße 15?“

„Doch, das bin ich.“
 „Also müssen Sie auch unterschreiben.“



„Gut doch einmal in den Spiegel, wie stierlich und schlant und geschmeidig du bist.“

Sie betrachtete noch einmal die Schrift. Ach, das war ja ihr Bruder Adalbert! Es schwindelte ihr. Sie hatte vor kurzem in einem amerikanischen Blatt, das zufällig ihr in die Hände kam, gelesen: ein Deutscher namens Reinhard oder ähnlich sei im

wilden Westen wegen eines Raubanfalles beinahe gelyncht worden, und war damals tödlich erschossen, so daß sie keine amerikanische Zeitung seitdem mehr anzurühren wagte. Um Gottes willen, es würde doch nicht Sündengeld sein, das der Bruder sandte. Mit zitternden Händen setzte sie ihren Namen unter den Schein.

Verwundert schauten die beiden Frauen Träudels Entsetzen — sonst freut man sich ja doch über eine



„Erzieht mir nur nicht einen Abgott!“

Geldsendung. Sie konnten nicht begreifen, was dem Mädchen war; sie dachten gleich, der Adalbert habe eben ein großes Glück gemacht: einen Goldklumpen gefunden in Kalifornien oder das große Los gewonnen. Abend öffnete Träudel den Brief; richtig, fünf Greenbacks waren drinnen und ein Brief. Den las sie in fliegender Eile erst still für sich, während die neugierigen Frauen ihr Gesicht beobachteten. Das wurde immer heller und fröhlicher und zum Schluß hob sie die Hände zum Himmel. „Gott sei Lob und Dank!“ entrang sich ihrer gepreßten Brust.

„Was ist denn? wie geht's ihm?“ fragten die anderen durcheinander.

„Gut geht's ihm, sehr gut; und brav ist er auch geblieben, gottlob! und ein tüchtiger Mensch ist er geworden. Hört nur!“

Und Träudel las die Hauptsache aus dem Schreiben: „In diesem harten Lande grausam die Selbstsucht kennen gelernt am eigenen Leibe — wie ich sie vorher geübt gegen Euch als Euer und mein eigener Abgott, dem ich alles geopfert. Schlimm gegangen . . . Gehungert — zerlumpt . . . Habe Steine geklopft, dann als Kellner gedient im Kaffeehaus . . . Bei Tag ins College gegangen und studiert . . . Medizin . . . Als Monstrum von Gelehrsamkeit angestaut von diesen ungebildeten Leuten. Eine Operation gelungen bei einem Millionär, 1000 Dollar verdient in drei Stunden. . . Die Hälfte für Euch . . . einstweilen als Abzahlung. Habe viel Zulauf. Sündel

... soll herüberkommen mit den Kindern . . . O, wie habe ich Sehnsucht erlitten, Schmerzen, Scham, Neue . . . In harter Schule gewesen . . . Jetzt geht's gut; ich denke, ich bin auch besser geworden.“ —

Am folgenden Tage sagte Träudel „Ja“ zu dem Professor Löffinger, und sechs Wochen darauf zu dem Pfarrer in der Kirche. Zwei Tage darnach reiste Gundel mit den Kindern ab nach Yanktown ins ferne Westamerika. Dorthier kam aber noch mancher Geldbrief über den Träudel nicht mehr erschraf. Damit wurde auch das Häuslein und der Garten mit den Apfel- und Kirschbäumen ausgelöst und die Ferien dort zugebracht. Die Ursel zog nach dem baldigen Tode ihres Herrn zu dem jungen Ehepaar als Kindsmagd. Die jüngste Generation Kinder aber, die ihr so anvertraut wurde, bekamen keine Klapsse mehr von ihrer knochigen Hand, sondern viel mehr Liebesungen, namentlich der älteste Stammhalter Adalbert, so daß Träudel der alten Frau einen Finger machen mußte und warnend sagte: „Erzieht mir nur nicht einen Abgott!“

Orlog.

Erzählung von C. Kühns.



Es war zur Zeit der großen

Aufstände in Deutsch-Südwest, als diese am heftigsten lohten. — Ein heiterer Morgen lachte über der weiten afrikanischen Steppe;

in seinen, blauen Rissen hob sich das nahe Gebirge in den sonnendurchleuchteten Himmel, und der Schrei eines mächtigen Raubvogels, der mit weit gespannten Schwingen um die nahen Bergeshäupter kreiste, tönte schall über die einsame Landschaft.

Eine Pab, eine Straße, eigentlich nur die Spur durch den Sand mahrender Geleise, zog sich durch den Busch, und an dieser lag in freundlicher Höhe, inmitten einiger kleiner angebauter Felder und grüner Weidestrecken, die buntbedeckte Kinderherden bevölkerten, eine Farm. Es war ein kleines, aber sauberes Gebäude, umgeben von einer hohen Fenz; alte Akazien beschatteten das Dach. Stallräume und Scheunen schlossen sich an; in kurzer Entfernung lagen die Hütten einiger Eingeborenen.

Die Farm hieß Neu-Stendal und gehörte einem

Altmärker Fritz Bredemüller, der sich vor kaum zwei Jahren mit seinem jungen Weib und seinen Kindern hier angesiedelt hatte.

Auf der Bank vor der nach dem Hof sich öffnenden Tür des Hauses saß ein altes Hereroweib und schob mit leisem Gebrumm einen Kinderwagen hin und her. Neben ihr stand die Frau des Hauses, eine blühende Erscheinung, blauäugig und mit blondem Haar, und blickte gedankenvoll vor sich hin. Sie hatte Milchgerätschaften gereinigt, doch die Arbeit beiseit gelegt, ganz in ihr Sinnen verloren.

Au die Heimat dachte sie, an den ruhigen Frieden eines deutschen Dorfes, wo nichts die fleißige Arbeit des Landmannes störte, wo nicht ausgebrannte Farmen, die Leichen Erschlagener am Wege Kunde gaben von den Schrecken eines wilden und furchtbaren Landes.

Kinderstimmen ertönten hinter ihr; zwei muntere Knaben, blühend und blondlockig wie die Mutter, sprangen heran. Ihre beiden Ältesten. Sie ritten auf Steckenpferden und führten kleine Kindergewehre in der Hand.

„Wir reiten auf Kundschaft, Muttmchen!“ rief der Größere von beiden mit glänzenden Augen, „wie Vater!“

Die Mutter nickte lächelnd, doch plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen, sie zog ihre beiden Jungen an sich und drückte einen warmen Kuß auf ihre Stirnen.

Da knirschte der Sand draußen vor dem Hoftor. „Der Vater!“ riefen die beiden Jungen und stürmten ihm entgegen.

Durch das Tor der Fenz ritten auf Reitochsen eben zwei Männer, in Lederhosen, einfachen Blusenhemden und breitkrempigen Hüten, bis an die Zähne bewaffnet. Der eine, eine breitschultrige Gestalt mit langem, wallendem Bart, war Fritz Bredemüller, der Farmer von Neu-Stendal; der andere, von kleiner, untersehter Figur, mit kurzem, struppigem Schnurrbart und lustigen Augen, war der Farmer Wilhelm Schulz, ihr Nachbar, dessen Hof die nächste Ansiedlung bildete und etwa 10 Kilometer von Neu-Stendal entfernt lag. Und Nachbarn waren Fritz Bredemüller und Wilhelm Schulz nicht nur hier in Südwest, Nachbarn waren sie schon in ihrem Heimatdorf im Altmärkischen gewesen. Ja, man munkelte sogar, daß Wilhelm einstmal's stark auf Freierrsfüßen gegangen, als die schöne Ida noch auf dem Hofe ihres Vaters war und dann aufs Gut kam, um die Wirtschaft zu lernen, wo der stattliche Fritz Bredemüller als Verwalter angestellt war. Nun, über dem stattlichen Fritz hatte Ida den kleinen Wilhelm wohl übersehen; sie nahm jenen, und Wilhelm trug es ihr nicht nach. Er brach seine Freundschaft mit Fritz nicht, ja! als das junge Paar sich entschloß, in der weiten Ferne sich eine neue Heimat zu gründen, die ihnen, fleißigen und strebsamen Menschen, ein schnelleres Fortkommen ermöglichen sollte, da ergriff auch Wilhelm die Wanderlust, und er schloß sich dem mutigen jungen Paare an.